

Frauke Geyken

**GERHARD UND
SABINE LEIBHOLZ**

*Auch eine Geschichte der
Familie Bonhoeffer*



Wallstein

Frauke Geyken
Gerhard und Sabine Leibholz

Frauke Geyken

Gerhard und Sabine Leibholz

Auch eine Geschichte
der Familie Bonhoeffer



WALLSTEIN VERLAG

Ein großer Dank geht an den Dorothee-Fliess-Fonds
und an das Programm des Bundes Neustart Kultur,
ohne deren Unterstützung dieses Buch
nicht möglich gewesen wäre.



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien



Treuhandstiftung
Dorothee Fliess Fonds

Inhalt

Prolog *Geschichte einer Ausgrenzung* *(1931–1951)*

»Drinne« 11 • »Draußen« 12 • »Drinne«? 13

»Drinne« *Berlin, Greifswald, Göttingen (1901–1938)*

»Sabine war anders als wir alle.« 15 • Die Eltern Bonhoeffer 19 • Kindheit im Hause Bonhoeffer 22 • »... lebendige Offenheit für das Neue, ein ausgeprägter Sinn für das Gewordene.« 27 • »Ein ungewöhnlich kluger Kopf, dabei rührend kindlichen Gemüts.« 28 • Die Eltern Leibholz 29 • Ein Jude also? 32 • Der Individualistenclub 34 • Rüdiger Schleicher 38 • Klaus Bonhoeffer 39 • Hans von Dohnanyi 40 • Gerhard Leibholz 40 • Greifswald: »... es war eine behagliche Zeit« 45 • Göttingen: »Es lohnt sich nicht mehr.« 48 • »Der Nationalsozialismus etablierte sich mit Windeseile.« 49 • Die deutsche Volksgemeinschaft: eine »radikal exklusive, biopolitische Ordnung tödlicher Ungleichheit« 52 • »Aber einen Juden kennt jeder.« 53 • »Die Mediokrität der Professoren« 56 • »Der Dekan gehörte zu den Unzähligen, die der Ehrgeiz dem Nationalsozialismus in die Arme trieb« 57 • »Es war, als ob sich ein leerer Raum um einen bildete.« 62 • 1935: »Ungerecht beleidigt« 68 • Frau Geheimrat Leibholz und die Nürnberger Gesetze 73 • Alltag im Nationalsozialismus 76 • »Ist Scheu die erste Stufe der Ausgrenzung?« 77 • Der Blockwart 79 • Das nationalsozialistische

Frauenbild 81 • Nationalsozialistinnen in Göttingen 82 • Indoktrination in der Schule 85 • »am Verstand vorbei« 89 • Die Pogromnacht in Göttingen am 9. November 1938 92

»Draußen«
Flucht und Exil –
England (1938-1947)

Was tun? Wohin? Locarno, Genf, Zürich, Wassenaar 97 • Die Illusion der Rückkehr 102 • »Da lege ich noch wollene Strümpfe und warme Überschuh von mir bei.« 104 • »... wenn Ihr auch nicht dabei wart, so wart Ihr doch dabei« 107 • Ankunft in England: »alles war sehr fremd« 110 • »Wer Jude ist ...« Das Haus in der Herzberger Landstraße 55 112 • Auseinandersetzungen mit der Universität Göttingen 118 • Hede und Paul Peltason: »Wir sind und bleiben leider anscheinend the hopeless case.« 120 • »... unsere noch so ganz aussichtslose Lage.« 122 • »He is quite curiously difficult about his American business.« 125 • ... nach Oxford 131 • Hans und Totta Leibholz 135 • ... in Huyton, Lancashire, im Internierungslager: Der »enemy alien« 138 • »My dearest Sabine, ... Always thinking of you.« 140 • »The long vac«? 142 • Das britische Deutschlandbild und der deutsche Widerstand gegen den Nationalsozialismus 149 • »Das Exzentrische hat für den Engländer eine Faszination.« 151 • The »two Germanies« 154 • Beschwichtigen, bewundern oder bekämpfen? 157 • Gerhard Leibholz in den Auseinandersetzungen um den deutschen Widerstand 162 • Ernst Neustadt: »... jetzt, wo ich allein – und wie allein! – bin.« 170

»Drinnen«?
Rückkehr? – England (1947-1951) und Göttingen

»Vom Nullpunkt aus lebt es sich wieder leichter.« 177 • Wir »haben immer von der Karte in den Mund gelebt.« Hunger, Kälte, Mangel in Berlin 178 • »Andreas ist Euch ja ganz fremd« Entfremdung zwischen Oxford und Berlin 181 • »Wenn man doch bald sprechen könnte. Wieviel wäre zu erzählen.« 183 • Oxford 1945: »Wir sind sehr menschenhungrig.« 185 • »Nachdem wir hier sechsmal umgezogen sind« 186 • »Es ist im Augenblick unsere wesentlichste Einnahmequelle.« Vorlesungen in Kriegsgefangenenlagern 190 • »Man ist aber nie hungrig!« Leben im Nachkriegsengland 192 • »... leider habt Ihr dieses Jahr wieder diesen Tag vergessen«. Peter und Tilly Leibholz in Australien 194 • »Aber Ihr habt ja auch einiges durchgemacht.« Unterschiedliche Wahrnehmungen der Emigration 200 • »Göttingen selbst ist mir nicht dringlich.« 202 • »... ein gewisses moralisches Anrecht zu besitzen.« 204 • Umgang mit der NS-Vergangenheit an der Universität 210 • Die »amtsverdrängten Hochschul-lehrer« oder »Beamte zur Wiederverwendung« 214 • primo et unico loco 215 • »Dabei fuhren wir durch das tatsächlich ganz unversehrte Göttingen.« 217 • »Es war zuviel, für jeden.« 220 • »all those who belong to us« 224 • »Was eine schandbare Regierung verbrochen hat, darf nicht auf das arme deutsche Volk zurückfallen.« 226 • »I feel more and more that Dietrich had something of a saint.« 230 • Die Frauen der Familie nach 1945 237 • Dietrich ging als Rittersporn, Sabine als Biene und »ich als Schneeglöckchen« 243

Epilog
Gerhard Leibholz als Bundesverfassungsrichter
(1951-1971)

»Feeling out« **251**

Anhang

Anmerkungen **263** • Literatur **296** • Stammbaum der Familie
Bonhoeffer **320** Personenregister **322** • Bildnachweis **327**

*Für
Alexandra und Christian Retkowski*



Verlobungsbild von Sabine Bonhoeffer und Gerhard Leibholz, 1924

Prolog

Geschichte einer Ausgrenzung (1931–1951)

»Drinnen«

»Ich frage mich heute wieder, was ich mich, was ich die verschiedensten anderen schon Hunderte von Malen gefragt habe: welches war der schwerste Tag der Juden in den zwölf Höllenjahren? Nie habe ich von mir, nie von anderen eine andere Antwort erhalten als diese: der 19. September 1941. Von da an war der Judenstern zu tragen.«¹, so Victor Klemperer, der wohl bekannteste Chronist des *Dritten Reichs*. Der *Judenstern*², das sichtbarste Zeichen von Demütigung und Ausgrenzung, wog für ihn schwerer als die Angst vor Vernichtung und Tod. Klemperer war, wie Gerhard Leibholz, ein Sohn aus jüdischem Haus, als Kind getauft und ein engagierter Christ. Leibholz ging ins Exil, überlebte im Ausland, er musste nie den *Judenstern* tragen, aber er blieb zeitlebens ein Gezeichneter.

Dieses Buch erzählt die Geschichte der Familie Leibholz zwischen 1931 und 1951. Gerhard Leibholz kennen einige als den Schwager von Dietrich Bonhoeffer, seine Frau Sabine war die Zwillingsschwester von Dietrich. Anderen ist Gerhard Leibholz als einflussreicher Jurist und Bundesverfassungsrichter ein Begriff. Die meisten kennen ihn heute jedoch gar nicht mehr. Er war angesehener Professor an der Universität Göttingen, der nach dem 30. Januar 1933 zu einem Ausgestoßenen wurde; so wie alle, die nach der nationalsozialistischen Definition nicht zur sogenannten *Volksgemeinschaft* dazugehörten – und das waren viele. Sie wurden zu den sprichwörtlichen »Anderen«. »Nachbarn wurden Juden«, aus »Juden wurden Fremde«.³ Durch diese gedankliche Ausgrenzung weiteten sich die Grenzen des Sagbaren aus. So verschoben sich kontinuierlich auch die Grenzen des Machbaren, was den *Volksgenossen* und *Volksgenossinnen* ermöglichte, ungerührt mitanzusehen, wie Menschen gedemütigt, entrechtet und schließ-

lich ermordet wurden. Aber vor dem Mord kam der Alltag. »Das Gift« der Propaganda, so Klemperer, wirkte nachhaltig und schnell. Wieder und wieder stoßen wir in Erinnerungen an die 12 Jahre des *Tausendjährigen Reiches* auf Berichte, die von diesem grausamen Mangel an Anstand und Mitgefühl zeugen. In Situationen, in denen die Einen den Anderen gefahrlos als Mensch hätten begegnen können, weil niemand da war, der das hätte bezeugen und damit sanktionieren können, traten die *Volksgenossen* als Nazis auf. An Leib und Leben bedroht – und zwar von den eigenen Landsleuten, wie seine Tochter Marianne Leibholz später nie müde wurde zu betonen –, entschloss sich Leibholz 1938 zur Auswanderung.

»Draußen«

Im Exil in England war Leibholz nicht mehr vor allem »der Jude«, sondern »der Deutsche«⁴ und damit zunächst ein potenzieller Nazi. Viele Briten folgten nur zu gern der Devise des Politikers Robert Vansittart, der die Ansicht vertrat, man müsse keinen Unterschied machen zwischen Deutschen und Nazis, nicht weil »die Deutschen« alle Nazis seien, sondern weil Nazis Deutsche seien. Die britische Regierung unterschied nicht zwischen Deutschen und Nazis. Sie war fest entschlossen, dieses Mal, das zweite Mal innerhalb weniger Jahrzehnte, in denen Deutschland einen Krieg anzettelte, den Aggressor vollständig zu besiegen, weshalb auch der deutsche Widerstand gegen den Nationalsozialismus in London nie wirklich durchdringen konnte. Vor diesem Hintergrund gab es nur ganz wenige Unterstützer des deutschen Widerstands in England, einer von ihnen war George Bell, Bischof von Chichester. Gerhard Leibholz wurde sein – unbezahlter – politischer Berater, allerdings auch deshalb, weil er in England beruflich nicht Fuß fassen konnte. Denn das englische Rechtssystem war ein völlig anderes, in dem der deutsche Jurist keinen Platz fand. Er blieb all die Jahre lang ein Bittsteller, der während der neun Jahre des Exils auf die Almosen und Stipendien von Hilfsorganisationen angewiesen war.

»Dritten«?

Anders als die Mehrheit der Exilierten kehrte die Familie 1947 deshalb zunächst für kürzere Aufenthalte, ab 1951 endgültig nach Deutschland zurück, denn jeder einzelne Tag im Exil, den Leibholz nicht an einer Universität zubrachte, war ein verlorener Tag für seine berufliche Zukunft. Zwar erhielt er Angebote von sechs deutschen Universitäten und konnte die Karriere machen, die ihm 1933 verwehrt worden war, aber hier war er jetzt der Remigrant, der nicht dabei gewesen war, der nicht wissen konnten, ›wie es wirklich gewesen war‹.

Ein weiterer wichtiger Grund für die Rückkehr der Familie nach Deutschland war der Wunsch, endlich die Bonhoeffer-Familie wiederzusehen – nach allem, was geschehen war, eine schwer verkehrte Familie. Fünf Angehörige waren als Widerstandskämpfer hingerichtet worden, bis auf einen alle in den letzten Wochen des Krieges. Die gesamte Familie war in den furchtbaren letzten Monaten nach dem 20. Juli 1944 gemeinsam im kriegszerstörten Berlin, um die alten Eltern zu stützen und sich um die Brüder und Schwäger im Gefängnis zu kümmern. Diese schwierige Zeit, an deren Ende die Hinrichtung der vier jungen Männer stand und die zudem durch Hunger und Mangel gekennzeichnet war, schweißte die Berliner Bonhoeffer-Familie zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammen, zu der die Leibholzens nicht dazugehörten – denn auch hier waren sie nicht dabei gewesen.

Es dauerte fast ein Jahr, um nach dem Tod der ältesten Tochter Marianne, der letzten Überlebenden der Familie, den großen Professorenhaushalt geordnet aufzulösen. Im ehemaligen Arbeitszimmer ihres Vaters hatte man seinen schriftlichen Nachlass deponiert: Es war ein großer Raum voller Kisten, Kasten und bezeichnenderweise Koffer. Leibholz hatte ganz offenbar, nachdem 1938 endlich die Entscheidung für die Emigration gefällt worden war, buchstäblich jeden Zettel, der damit zusammenhing, aufgehoben. Bevor der Nachlass des späteren Bundesverfassungsrichters an das Bundesarchiv in Koblenz ging, konnte ich ihn durchsehen. Er bildet mit fast 2.500 Digitalisaten die Grundlage dieses Buches, ergänzt durch die ausgesprochen umfangreiche Korrespondenz von Sabine Leibholz in der Staatsbibliothek zu Berlin.

Gerhard Leibholz lehrte ab 1947 wieder an der Universität Göttingen. Von 1951 bis 1971 war er Bundesverfassungsrichter in Karlsruhe. Danach kehrte das Ehepaar Leibholz nach Göttingen zurück. Leibholz starb hier 1982, seine Frau 1999. Er hat jahrzehntelang in der Öffentlichkeit nicht über die Jahre nach 1933 gesprochen, obwohl sie schwere Verletzungen in seiner gesamten Familie hinterlassen hatten. Sabine Leibholz wählte einen anderen Weg. Sie veröffentlichte Erinnerungen an jene schmerzhaften 1930er und 40er Jahre. Damit errang sie die Deutungshoheit über die Geschichte der Familie Leibholz. Immer, wenn es um biographische Auskünfte vor allem zu Gerhard Leibholz ging, war Sabine die Kronzeugin. Ihr Mann sprach erst zehn Tage vor seinem Tod in einem Radiointerview zum ersten Mal öffentlich über sein persönliches Erleben. Wie schwer ihm das fiel, wird offenkundig, wenn es zwar bei Fragen zu juristischen Sachverhalten aus ihm herausprudelt, als stünde er auf dem Katheder; aber nach seinen persönlichen Erfahrungen gefragt, wird es greif- bzw. hörbar, wie er ganz langsam antwortet, wie er jedes einzelne Wort sehr vorsichtig wählt und schließlich das Fazit zieht: der Nationalsozialismus sei für ihn »in gewissem Sinne« eine Offenbarung gewesen: »Eine Offenbarung in dem Sinne, dass er mir zeigte, was an den einzelnen Menschen im Grunde genommen dran ist.«⁵

»Drinnen«

Berlin, Greifswald, Göttingen (1901–1938)

»Sabine war anders als wir alle.«

Mit diesem Satz erinnerte sich Susanne Bonhoeffer an ihre nächstältere Schwester. Die zwei waren die jüngsten der ursprünglich acht Bonhoeffer-Geschwister. Der Älteste war Karl Friedrich (1899–1957), der bei seinen Geschwistern ein gewisses Aufsehen erregte, weil er nicht wie sie nach dem Ersten Weltkrieg die SPD, sondern



Die Bonhoeffer-Kinder um 1907/08/09. Von links nach rechts: Sabine, Dietrich, Christine, Ursula, Klaus, Karl Friedrich, Walter († 1918)

die weiter linksstehende USPD wählte. Karl Friedrich konnte, so berichtet es uns Susanne, »wirklich eine ganze Schüssel Grießbrei aufessen, wenn er aus dem Institut heimkam [er war Chemiker und



Die Familie Bonhoeffer 1924 anlässlich der Verlobung von Gerhard Leibholz und Sabine Bonhoeffer, die im Zentrum des Bildes stehen. Hinten stehend von links nach rechts: Christine und Hans von Dohnanyi, die Verlobten, Karl Friedrich, Susanne, Klaus und Dietrich Bonhoeffer. Vorn sitzend von links nach rechts: Julie Bonhoeffer, ihr Sohn Karl, seine Frau Paula mit ihrem ersten Enkel Walter Schleicher auf dem Schoß, daneben dessen Eltern Ursula und Rüdiger Schleicher.

später Gründer des Max-Planck-Instituts für Physikalische Chemie] und dann fragen: »Hab ich schon was gegessen?«⁶ Der zweite Sohn hieß Walter, der nur elf Monate nach seinem Bruder ebenfalls im Jahr 1899 zur Welt kam. Er meldete sich 1918 noch in den letzten Monaten des Krieges freiwillig und fiel nach wenigen Wochen. Mit Klaus (1901-1945), dem dritten Bonhoeffer – »vielleicht der klügste von uns allen« – konnte man »Pferde stehlen«⁷, so seine Schwester Susanne. Der kunstsinnige und humorvolle Jurist war Syndikus, also Rechtsbeistand, der Lufthansa, und wurde wie sein Bruder Dietrich und zwei seiner Schwäger von den Nationalsozialisten als Widerstandskämpfer hingerichtet. »Von Ursel ging eine große Harmonie aus«,⁸ so charakterisierte Sabine die älteste Bonhoeffer-



*Die Zwillingsgeschwister Dietrich und
Sabine Bonhoeffer um 1910*

Tochter Ursula (1902-1983). Anderen Menschen »beizustehen und ihnen zu helfen« sei ihr ein Bedürfnis gewesen, ergänzt Susanne,⁹ deshalb sei sie Fürsorgerin geworden. Sie hat aber nie als eine solche gearbeitet, sondern heiratete den Juristen Rüdiger Schleicher (1895-1945) und hatte mit ihm vier Kinder. Einen anderen Weg schlug zunächst Christine Bonhoeffer ein (1903-1965), denn sie war die einzige der Schwestern, die Abitur machte. Das war damals noch ungewöhnlich, 1896 hatten erstmals Schülerinnen an einer Mädchenschule in Karlsruhe Abitur machen dürfen, vorher bestand für sie kein Zugang zu höherer Bildung. Das Frauenstudium wurde in Preußen sogar erst 1908 zugelassen, also gut eine Dekade, bevor die von allen Christel genannte begann, Zoologie

zu studieren. Den Gepflogenheiten der Zeit entsprechend brach sie ihr Studium ab, als sie den Juristen Hans von Dohnanyi (1902-1945) heiratete. Mit ihm hatte sie drei Kinder, Barbara, Klaus, der bekannte bundesdeutsche Politiker und Christoph, der später ein berühmter Dirigent geworden ist.

Mit Dietrich (1906-1945), dem Zwillingbruder Sabines (1906-1999), beginnt die Gruppe der »Kleinen« im Geschwisterkreis. Er studierte Theologie, obwohl er sehr musikalisch war und auch überlegt hatte, Pianist zu werden. Das jüngste Bonhoeffer-Kind war Susanne (1909-1991). »Sie war eine höchst lebhafteste, energische kleine Person mit schwarzem Haar und dunklen Augen«, schreibt Sabine über sie,¹⁰ »Feige war ich nie«, schrieb sie über sich selbst.¹¹ Susanne heiratete früh den Pfarrer Walter Dreß und wurde eine leidenschaftliche, tatkräftige Pfarrfrau.

Sieben höchst unterschiedliche Geschwister also, der asketische Karl Friedrich, der genussfreudige Klaus, die häusliche, stille Ursel, die naturwissenschaftlich interessierte Christel, die mutige Suse. Aber »Sabine war anders als wir alle. Sie war »zart«. ... Mit sanfter Gewalt wusste sie sich durchzusetzen, und wenn sich auch sonst Katzbalgereien und Prügelszenen selbst unter den großen Schwestern abspielten – Sabine schlug man nicht.

Sabine war schüchtern. In Läden nach etwas suchen, da musste ich für sie gehen; nach dem Weg sollte ich fragen; sogar telefoniert habe ich für sie. ... Sabine war ängstlich. Vier Jahre sind wir gemeinsam zur Schule gefahren. Wir mussten an einer Jungenschule vorbeigehen. Hatte sie früher aus als ich, dann wartete sie eine Stunde auf mich, während sie Schularbeiten machte, weil sie sich ohne mich nicht vorbeitraute. ...

Sabine war eher eine Ästhetin als eitel. Ihr Geschmack war sicher; sie wurde allgemein konsultiert, wenn es Bilder aufzuhängen, Möbel zu stellen, Geschenke zu machen oder Kleider zu schneiden gab. Sie malte sehr hübsch, ging nach zehn Jahren Unterricht auf die Kunstschule und erlernte die Goldschmiedekunst. Ihre Schulzeit hat sie selbstverständlich und unauffällig abgemacht; allerdings benutzte sie dessen unbeschadet jede Gelegenheit zum Schwänzen. ...

Sabine spielte Geige und Laute. Turnen konnte sie nicht, aber sehr hübsch tanzen. Noch in ihrer Schulzeit fing sie an, für sich

selbst zu schneiden: hohe Taille, weite Röcke, freie Schultern. Ganz und gar nicht nach der Mode, aber zu ihrem Stil passend. Schneiden und Plätzchen backen konnte sie; ... Wenn sie als junges Mädchen mit ihren Freundinnen Grete und Emmi (unseren späteren Schwägerinnen) beisammensaß, konnte Sabine pausenlos albern und lachen. Es gab überhaupt wenig, was sie nicht erheiterte. Ihr entging keine komische Situation, und sie wusste sie auch durch kleine, gut sitzende Bemerkungen zu schaffen. Wer sich scheute, lächerlich zu wirken, vermied besser ihren Umgang. Sie mokierte sich von Herzen gern und galt darum als spitzzüngig; sie selbst konnte es aber auch ohne jeden Ärger ertragen, dass sie ausgelacht wurde, und das machte ihren Sinn für Komik liebenswürdig. Ihre Freude an Schönheit und ihr Humor ließen sie leichtlebig erscheinen. Wer ihre Ängste nicht kannte, ihre Furcht vor dem verantwortlichen Leben, hielt sie vielleicht für oberflächlich. ... Es ließ sich herrlich mit ihr lachen.«¹²

Die Eltern Bonhoeffer

Die Eltern, das waren Karl und Paula Bonhoeffer. Er stammte aus Schwaben, sie aus Preußen, wohin es den Psychiater beruflich verschlagen hatte. In Breslau lernte er 1896 seine spätere Frau kennen, die er zwei Jahre darauf heiratete und von der er in den nächsten 52 Ehejahren insgesamt nur wenige Wochen getrennt war. 1904 war Bonhoeffer Direktor der Universitätsklinik Breslau geworden, wo Sabine und Dietrich geboren wurden. 1912 erhielt er einen Ruf nach Berlin an die Charité. Dort war er 26 Jahre lang Ordinarius für Neurologie und Psychiatrie. Sein Schwiegervater sei »ein vortrefflicher Mann« gewesen, der »das eigentlich liberale Element in die Familie brachte«, erinnerte sich Gerhard Leibholz.¹³ Er muss, so berichten es Zeitzeugen übereinstimmend, eine beeindruckende Erscheinung gewesen sein. Einer seiner Schüler und späteren Mitarbeiter nennt ihn gar »eine goethische Natur«, was wohl Geistesgröße implizieren soll, aber bei Bonhoeffer, so legen es zeitgenössische Schilderungen nahe, gepaart war mit Nahbarkeit. Der Schüler fährt fort: »Er näherte sich Menschen und Dingen mit großer Behutsamkeit und umso größerer Intensität.«¹⁴ Klar



*Karl Bonhoeffer und seine vier Söhne,
Weihnachten 1910*

benennen lässt sich eine seiner hervorstechendsten Eigenschaften, strenge Disziplin, die ihm half, den Alltag vormittags als Chefarzt und Universitätsprofessor, nachmittags als Psychiater in der eigenen Praxis und Wissenschaftler sowie abends als Vater einer anspruchsvollen Kinderschar zu bewältigen. Als Leiter der Psychiatrie war der renommierte Wissenschaftler Bonhoeffer in der Zeit des Nationalsozialismus gezwungen, Stellung zu beziehen zu den tödlichen Auswüchsen der NS-»Rassentheorie«, weshalb er später nicht ganz unumstritten war.¹⁵ Möglicherweise fühlte Sabine sich aus diesem Grund berufen, den Vater in ihren Erinnerungen zu Wort kommen zu lassen. Inmitten des Göttingen-Kapitels findet sich völlig unvermittelt ein vier Seiten langes Zitat von Karl Bonhoeffer, das seine Sicht auf den Nationalsozialismus wiedergeben soll, sich aber de facto ganz konkret mit seiner medizinischen Arbeit unter NS-Bedingungen befasst.¹⁶



Paula Bonhoeffer an ihrem Schreibtisch

Paula Bonhoeffer war eine geborene von Hase. Ihr Vetter war Paul von Hase (1885-1944), der am Umsturzversuch des 20. Juli 1944 beteiligt gewesen war und hingerichtet wurde, das fünfte Opfer der NS-Diktatur im engsten Familienkreis. Über die Familie von Hase war man verwandt mit der adligen Künstlerfamilie von Kalckreuth, was in den Büchern über die Bonhoeffers – und derer gibt es viele – nie unerwähnt bleibt, jedoch stets von dem Hinweis auf die jahrhundertealte Familiengeschichte der Bonhoeffers begleitet wird, »seit 1513 in Schwäbisch Hall ansässig«. ¹⁷ Man war »bürgerstolz« – »Und Adel ist überhaupt Quatsch, sagt Karl Friedrich, mein ältester Bruder, der den Stammbaum gemalt hat«, postulierte Susanne. ¹⁸ »In unserer Erziehung standen die Eltern wie eine Mauer zusammen«, ¹⁹ erinnerte sich Sabine. Sie praktizierten Arbeitsteilung entsprechend der zeitgenössischen Rollenverteilung, aber auf Augenhöhe. Ihr Sohn Klaus verfasste um 1925 eine »Verfassung des Hauses Bonhoeffer«, in der er die Familie als eine »Gesellschaft mit beschränkter Haftung« beschrieb, deren »Inhaber« zwar sein Vater sein sollte, als deren »alleinige Geschäftsführerin« er aber seine Mutter einsetzte. ²⁰ Paula, von ihrer Umgebung

als warmherzig, »lebendig und temperamentvoll« wahrgenommen, als eine Frau »mit großem Lebensmut«,²¹ war die Matriarchin und der Mittelpunkt der Familie. Sie war die Tochter des Theologen Karl Alfred von Hase, der zeitweilig Hofprediger in Potsdam war. Ihr Handeln war christlich grundiert ohne enge Anbindung an die Institution Kirche. Ihr Mann Karl »war wohl die letzte Autorität« im Hause Bonhoeffer.²² Er erzog seine Kinder, so die Schwiegertochter Emmi, durch »Glaubwürdigkeit und Vertrauenswürdigkeit, Einfachheit, Integrität, Aufrichtigkeit«. ²³ Die Tochter erinnerte sich: »Er erzog uns durch sein Beispiel, durch die Art und Weise, wie er sein tägliches Leben führte.«²⁴

Mehr über den hier nur grob skizzierten Bonhoeffer-Kosmos ist nachzulesen in den Schilderungen der beiden jüngsten Schwestern, aus denen hier zitiert wurde. Beide unterscheiden sich erheblich voneinander, haben jedoch auch unterschiedliche Ziele. Sabines Lebenserinnerungen aus dem Jahr 1968 sind ein Bericht vor allem über die Jahre des Nationalsozialismus und des Exils. Ihr Buch nennt sie eine »Totenklage«. ²⁵ Die Darstellung endet im Frühjahr 1947 mit ihrem ersten Besuch in Deutschland nach achteinhalb Jahren Emigration. Sabine schrieb als öffentliche Person, als die Frau des von den Nazis drangsalierten und gedemütigten Bundesverfassungsrichters Gerhard Leibholz und als die Schwester der ermordeten Widerstandskämpfer Klaus und Dietrich Bonhoeffer. Susanne Dreß schrieb ihre Erinnerungen zunächst nur für den privaten Gebrauch, die Veröffentlichung erfolgte erst posthum im Jahr 2018.²⁶

Kindheit im Hause Bonhoeffer

Beiden gemeinsam ist jedoch die Schilderung einer fröhlichen, lebendigen Kindheit, von »Jahre[n] der Geborgenheit«, ²⁷ schreibt Sabine, die im Rückblick eher den getragenen Stil einer höheren Tochter kultiviert, während Susanne ungezwungener, quicklebendig und unterhaltsam schreibt. Sie vertieft sich auf insgesamt 450 Seiten in ihre Kindheit und lässt sich mitreißen von der Erinnerung an diese »große und sehr vergnügte Kindheit«, ²⁸ so auch die ältere Schwester Christel. Da war zunächst die große materielle Sicher-

heit, die nicht nur Freiheit von Hunger und Armut bedeutete, sondern auch Möglichkeiten eröffnete, wie uns der Brief zeigt, den der Schüler Dietrich im Mai 1922 an seine Zwillingsschwester wegen der Gestaltung der Sommerferien schrieb: »Mit meinen Sommerferien hatten wir schon große Pläne; denn wir konnten Susi gar nicht unterbringen. Wir überlegten schon, ob ich mit Hans-Chr. nach Siebenbürgen gehe oder mit Gilberts nach Salzburg. Aber es hat sich anders gelöst. Susi geht vielleicht mit Fick's nach Innsbruck, Ursel nach Elmau, und das andere bleibt. K. Fr. hat Pläne nach Kärnten, Steiermark und vielleicht (!!!) ein bißchen Italien. Klaus will wohl in die Alpen.«²⁹ Doch den Reiz dieser Kindheit machte weniger der großzügige finanzielle Spielraum aus, der es den Eltern, die meist alleine Urlaub machten, erlaubte, vier Jahre nach dem Krieg, mitten in der Inflation, ihre Kinderschar quer durch Europa zu schicken. Die Befreiung von der Sorge um das Überleben erlaubte ihnen die Konzentration auf eine Erziehung der Kinder, die Bildung mit Persönlichkeitsbildung verband. Paula Bonhoeffer hatte das Lehrerinnenexamen abgelegt, daher unterrichtete sie ihre Kinder jeweils die ersten drei Jahre selbst, weil sie sie nicht dem Drill der wilhelminischen Schulen aussetzen wollte. Ihre Tochter Sabine hat sie »als vorzügliche Pädagogin« in Erinnerung. Die »kluge«³⁰ Paula verstand es, Richtlinien vorzugeben, innerhalb derer sie ihre Kinder loslassen konnte und wollte: »Verbot blieb Verbot, aber viel lieber erlaubte sie, was irgend zu verantworten war.«³¹ Die Gruppe der acht bzw. sieben war eine Gemeinschaft, in der sich jedes einzelne Kind behaupten musste und zu der Person, die es war, heranreifen konnte. Eine Köchin und bis zu vier Hausmädchen hielten Paula den Rücken frei: »Anna, Emma, Lotte – das waren die Säulen, auf denen unser Haushalt jahrelang ruhte.«³² Fräulein Horn, das Kindermädchen, von ihren Schützlingen heiß geliebt, kümmerte sich um den Alltag der Kinder und blieb fast 20 Jahre bei der Familie.

Beim Lesen von Susanne Bonhoeffers detaillierten Erinnerungen entsteht das Bild einer Kindheit in behüteter Freiheit, in der die Natur von großer Bedeutung war. Die beginnt zunächst mit der Erkundung des eigenen Gartens, in dem Hühner oder auch Ziegen gehalten wurden; Susanne selbst hatte zwei weiße Mäuse: »Sie gingen mit mir in die Schule, auf Reisen, zu Besuch und in

den Garten.«³³ Mit Dietrich ging es im Frühjahr raus in die Umgebung, den Grunewald erforschen. Mit Sabine, der Künstlerin in der Familie, wurde gebastelt: Es lebte »in einer dreiwandigen Margarinekiste die ›Familie Nudlmaier‹«³⁴, von Sabine aus Lumpen und Draht gebastelt, ihre Angehörigen waren jahrelange Begleiter der Schwestern. Im Sommer verbrachte man oft den Tag mit der ganzen Familie zum Baden am See, auch der Herr Professor konnte sich von der Arbeit frei machen und schwamm mit der kleinen Susanne auf seinem Rücken weit hinaus, die sich dann auf den langen, kühleren Abend freute: »Keiner schickt mich ins Bett, es ist noch zu heiß oben im Zimmer. Bei kaltem Getränk und viel Rauch gegen die Mücken sitzt die Familie im Garten beisammen. Ich genieße und schweige, um nicht bemerkt zu werden; oft bis Mitternacht.«³⁵

Die Nachbarskinder waren wichtige Spielkameraden, die große Horde tobte durch die umliegenden Gärten, man radelte im Sommer, rodelte im Winter, ging Schlittschuhlaufen, später bei »Musik und bunte[n] Lampions und in einer Bude heiße Kartoffelpuffer mit Glühwein!«³⁶ Mit dem großen Bruder Walter erkundete Suse den Harz, wo die Familie in Friedrichsbrunn ein Sommerhäuschen hatte, Ausflug zur Gabrielswand, »von der man den schönsten Blick auf den Brocken hat und wo man ganze Tage verbringen kann: lesen, Wild beobachten, Pflanzen für den Steingarten suchen und halbsbrecherisch herumklettern.«³⁷ Auch mit der späteren Biologin Christel war sie unterwegs: »Nach Christels Vorbild verblüffe ich gern Erstlinge unserer Friedrichsbrunn-Besucher durch meine persönliche Kenntnis dieser Lurche [am Salamanderweg]: Ich rufe sie beim Namen, greife dabei in eine Höhlung und behaupte, sie hörten auf mich, wenn ich sie vorzeige.«³⁸ Dietrich war der »Oberpilzward« im Harz.³⁹

Friedrichsbrunn war ein Höhepunkt im Leben der Kinder, »Friedrichsbrunn war Freiheit.«⁴⁰ Jedes Jahr im Hochsommer reiste die gesamte Familie an, schon die Reise ist ritualisierte Vorfreude: Hörnchen und die Kinder fuhren mit der Bahn voraus. »Dazu kam dann auch noch unsere Ziege. Sie fuhr in einem Lattenkäfig im Gepäckwagen, wurde von Hörnchen bei jedem Aufenthalt besucht und musste in Halberstadt mit uns umsteigen.«⁴¹ »Ich fuhr schrecklich gerne Eisenbahn. Wir sangen, spielten Ratespiele und bildeten Wortketten. Und es gab so herrliche Sachen zu essen! Kalte Eierkuchen, Fleischklöpschen und Semmeln, in denen Schokoladen-

stückchen steckten, auch Grießbrei in Marmeladeneimerchen, Saft in Bierflaschen und heißen Kakao in Thermosflaschen«⁴², so Suse. Der Höhepunkt in Friedrichsbrunn war ihr siebter Geburtstag, zu dem ihr erlaubt wurde, einzuladen, wen sie wolle: 56 Gäste waren das Ergebnis: Im lampionengeschmückten Garten begann das Fest »mit einer Kuchenschlacht im Freien bei herrlichem Wetter an langen Holztischen. Dann wurde mithilfe der großen Geschwister gespielt und gewonnen; meine Mutter macht Kasperle-Theater; der geheimnisvolle Zwerg kam« und am Abend gab es »Schokoladensuppe mit weißen Mäuschen aus Eischnee.«⁴³

Weihnachten in der Familie Bonhoeffer, Sabine hat ein ganzes Buch darüber geschrieben – für ihren Großneffen später: »Die Bonhoeffer-Story auf Groschenroman-Niveau. ... ausgerechnet« von der »klugen Sabine«.⁴⁴ Gerhard Leibholz macht sich im Dezember 1931 an die Arbeit, einen langen Brief zu verfassen, in dem er ausführlich darlegte, begründen (musste) und zu rechtfertigen versuchte, warum die Kleinfamilie nicht zu Weihnachten nach Berlin kommt, sondern zum ersten Mal allein in Göttingen feiern will. Wie soll das gehen, fragte Dietrich in seinem Antwortbrief: »Ich wünsche Euch nun ein besonders schönes Fest im kleinsten Kreis. Wie geht das eigentlich bei Euch vor sich – oder müßt Ihr Eure Weihnachtssitte erst dies Jahr kreieren?«⁴⁵ Auch Susanne widmete diesem Traditionsmarathon ein paar Dutzend Seiten. Musizieren, singen und spielen, backen und basteln, selbstverständlich waren alle Weihnachtsgeschenke der Kinder selbstgemacht: »An den Adventssonntagen herrschte bei uns eine feste Tradition, der sich alle willig beugten: Man blieb beisammen; keiner ging weg, auch die großen Brüder nicht. Man traf sich nach der Vesper um fünf Uhr, ausgerüstet mit einer Weihnachtsarbeit. ... Der Tisch im Esszimmer ist so groß wie möglich ausgezogen. Es wird gemalt, genäht, gepappt und sogar gesägt – eventuell unter Abschirmung, um die Geheimnisse zu wahren.«⁴⁶ Dazu gibt es bunte Teller mit Apfel, Nuss und Mandelkern, der Vater liest Weihnachtsgeschichten und Märchen vor. Eine Szene, wie sie auch aus der biedermeierlichen »Gartenlaube« hätte stammen können, und für Susanne »die schönsten Stunden meiner Kindheit.«⁴⁷

Es gab nicht nur das weihnachtliche Krippenspiel, Phantasie und Kreativität waren das ganze Jahr über gefragt; gefördert z. B.

von der großen Verkleidungskiste, die auf dem Dachboden bereit stand und einen riesigen Fundus für Kinder und Freunde bereit hielt und sogar den »Vater als Balletteuse« hervorbringen konnte. Insbesondere später bei den sämtlichen Verlobungen und Hochzeiten waren die Geschwister gefordert, die jeweils zu Feiernden mit kleinen Szenen aufs Korn zu nehmen. Vater Bonhoeffer las nicht nur zu Weihnachten vor, sondern auch ohne Anlass, gerne z. B. Biographien. Oder man las gemeinsam Stücke mit verteilten Rollen. Es wurden Spiele gespielt, Brettspiele, Schreibspiele oder selbsterdachtete Sachen. Natürlich gab es Hauskonzerte, in denen jedes Familienmitglied ein Instrument spielte oder sang, und selbstverständlich ging man ins Konzert, ins Kino, ins Theater und ins Museum, nicht nur einmal findet sich in Susannes Beschreibungen die Formel: »Jubel, Trubel und Heiterkeit.«⁴⁸

»Wir alle wurzeln stark in unserer Familie, sehr viel mehr, als das wohl üblicher Weise der Fall ist«, schrieb Christine Bonhoeffer nach dem Krieg an die Dichterin Ricarda Huch.⁴⁹ Noch in den Erinnerungen ihrer Enkelin, der Tochter von Dohnanyis Tochter Barbara, wird dieser Satz sinngemäß wieder auftauchen. Das Buch ist eine Auseinandersetzung der Enkelin Dorothee mit der Mutter Barbara, die unter den schwierigen Bedingungen einer Widerstandsfamilie aufwuchs. Neben den daraus entstehenden Konflikten finden sich jedoch zahlreiche Beschreibungen von Familientraditionen, die sich in den folgenden Generationen fortsetzen. Die Großfamilie Bonhoeffer ist auch nach dem Krieg in den Rumpffamilien sehr präsent; so präsent, dass der Ehemann Barbaras davon träumt, die gesammelten Angehörigen seiner Frau würden sein Arbeitszimmer stürmen, »die angenehme Stille« ist vorbei. »Er weiß nicht wohin mit sich, fühlt sich gefangen, bekommt kaum Luft« und erwacht.⁵⁰

Eberhard Bethge wird später seinen Freund Dietrich zitieren mit dem Satz: »Ich möchte einmal ungeborgen sein. Wir können die anderen nicht verstehen. Bei uns sind immer die Eltern da, die alle Schwierigkeiten erleichtern. Und ob wir auch noch so weit weg sind, gibt uns das eine so unverschämte Sicherheit.«⁵¹ Ließe sich zugespitzt formulieren: wer so eine Kindheit hatte, der kann auch Widerstand leisten?



Der Bonhoeffersche Salon ganz im Stil des 19. Jahrhunderts

»... lebendige Offenheit für das Neue,
ein ausgeprägter Sinn für das Gewordene.«

Diese Kindheit war Programm für die Eltern Karl und Paula Bonhoeffer. Man war konservativ und zugleich liberal im Hause Bonhoeffer. Während nur wenige Kilometer entfernt im Zentrum die Stadt Berlin sich zur berühmt-berüchtigten Metropole der Moderne entwickelte, praktizierte man im Grunewald den Anstand des 19. Jahrhunderts, doch ohne die dazugehörige Enge. »Nicht, dass wir restlos konservativ erzogen wurden – aber wenn jemand sagte, etwas sei modern (als ob es nun so sein müsse), erregte das unsere Opposition.«⁵² Karl und Paula Bonhoeffer gelang es offenbar, einen sicheren Weg zu finden zwischen Tradition und Moderne. Sabine beschreibt es mit dem Satz: »... in unserer Familie erhält sich bei lebendiger Offenheit für das Neue ein ausgeprägter Sinn für das Gewordene.«⁵³ Das Gerüst der Tradition empfanden sie und ihre Kinder als sicheren Grund, von dem aus sie sich dem Neuen öffnen konnten, ohne davon verunsichert zu werden. Dieses Spannungsverhältnis – und natürlich auch die materielle Sicherheit – schaffte Freiräume, in denen sich jedes einzelne Fami-



Gerhard Leibholz 1922

lienmitglied entwickeln und bewegen konnte, allen voran Paula, die von ihrer Schwieger-tochter Emmi Delbrück als »sehr solide preußisch« empfunden wurde,⁵⁴ während ihr an und für sich nüchterner Ehemann sich an ein junges Mädchen erinnerte, »das mich schon beim ersten Eintreten ins Zimmer durch seine freie natürliche Haltung, seinen offenen, unbefangenen Blick in einer Weise gefangen nahm, daß mir dieser Augenblick des ersten Sehens meiner späteren Ehefrau als ein fast mystischer, lebensentscheidender Eindruck in der Erinnerung steht.«⁵⁵

Paula war nicht im eigentlichen Sinne unkonventionell, sie achtete und beachtete die Konvention für sich und ihre Familie, aber es »war ihr gleichgültig, was andere von ihr dachten. Sie tat, was sie für richtig hielt.«⁵⁶ Sabine war hierin ihrer Mutter nicht unähnlich: »Sabine war in ihrer sanften Gewalt unwiderstehlich. Es wurde ihr abgeraten – wie uns allen immer abgeraten worden ist, nicht direkt, sondern im Allgemeinen und Speziellen, sich so früh zu binden. ... Sabine fasste es gar nicht, wie man etwas dagegen haben könne, einen Juden zu heiraten.«⁵⁷

Einen Juden?

»Ein ungewöhnlich kluger Kopf,
dabei rührend kindlichen Gemüts.«⁵⁸

Liebenswert soll er gewesen sein, das ist das Erste, was allen, die Gerhard Leibholz persönlich gekannt haben, einfällt.⁵⁹ Als klug und kindlich zugleich empfand ihn nicht nur seine Schwägerin

Susanne, sondern auch der Rest der großen Bonhoeffer-Familie. Seine spätere Frau attestierte ihm ein »offenes Wesen« und charakterisiert ihn als klug und von einer geistigen »Interessiertheit, die mit einer gewissen Naivität gepaart war.«⁶⁰ Susanne fährt fort: »Das Auffallendste an Gert war für mich sein Interesse am Mitmenschen. Er konnte einen über das eigene und das Befinden ihm unbekannter (aber mir befreundeter Menschen) ausfragen, und es schien so, als ob es ihn wirklich interessierte. Als ich ihn später einmal darauf ansprach, ob er damit eigentlich bloß Konversation machte, verstand er das gar nicht. Er wollte wirklich wissen, was andere Leute trieben und wie sie lebten. Er bildete sich wohl so sein Weltbild. Dass er aus einem sehr wohlhabenden Haus kam, merkte man ihm nie an, denn er war ungeheuer bescheiden, schnell zufrieden und entgegenkommend zu allen, die ihm begegneten.«⁶¹

Die Eltern Leibholz

»Eine Villa im Grünen mit großer Terrasse
vorne die Ostsee, hinten die Friedrichstrasse«

Ungefähr so stellte sich Kurt Tucholsky den idealen Wohnort vor, und etwa da waren Gerhards, Gerts oder manchmal auch Gerts Eltern zuhause, in der Villenkolonie Grunewald. Gert, wie Sabine ihn stets nannte, stammte aus einer Industriellenfamilie. Sein Vater war William Leibholz (1868-1933) aus Bärwalde im Kreis Neustettin in Pommern. In seiner Heiratsurkunde von 1897 ist er als Fabrikbesitzer verzeichnet, der in Fürstenwalde an der Spree auf halber Strecke zwischen Berlin und Frankfurt/Oder wohnte.⁶² Der Sohn des Kaufmanns Adolf Leibholz (1841-1896) und dessen Frau Cäcilie, geb. Camina (um 1840-1876) besuchte das Gymnasium in Neustettin (heute Szczecineck), machte eine Banklehre und war in der Getreidewirtschaft tätig. Mit nur 22 Jahren war William Leibholz bereits an einer Bank beteiligt, war Mitinhaber einer Getreidegesellschaft und drei Jahre später auch einer Ofen- und Schamottfabrik in Fürstenwalde.⁶³

Zum 1. Januar 1919, nur wenige Monate nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, trat »Herr William Leibholz in den Vorstand der